



CLARE SAGER



UPON A BROKEN THRONE
BAND 1

AUS DEM ENGLISCHEN
VON JARA DRESSLER

Moon Notes

*Für all jene, die auch dann lächeln,
wenn sie leiden.*



SONNENSCHEN. MEERESLUFT. Der frische Duft von Pfefferminze, deren Blätter ich in der Sicherheit unseres ummauerten Gartens ernte. Das Leben ist gut.

Außer natürlich der Teil, in dem ich langsam, aber sicher sterbe. Aber bitte kein Mitleid.

Das ist einfach eine Tatsache, wie die Gezeiten oder der Beginn des Frühlings, der deutlich in den nickenden Nieswurzblüten und den Knospen voller gerollter Blütenblätter zu erkennen ist, die sich bald öffnen werden.

Außerdem ist es ja nicht so, als würde ich heute oder morgen sterben. Die schleichende Krankheit begleitet mich schon sehr lange, und tief in meinen schmerzenden Knochen weiß ich, dass sie gewinnt. Durch eine Art fröhliche Sturheit überlebe ich, aber es würde ein Wunder brauchen, um mich zu heilen.

Tatsächlich ist morgen der Tag, den ich als Kipppunkt bezeichne. Der Augenblick, in dem ich länger krank sein werde, als dass ich gesund war ...

Alles Gute zum dreiunddreißigsten Geburtstag, Rhiannon.

Ich entferne das Unkraut und werfe es über die Mauer, die das Cottage meiner Familie umgibt. Die Sonne wärmt meine Haut, der Duft von schneeweißem Geißblatt erfüllt die Luft mit einer zitronigen Süße, und diese kleinen Freuden im Leben sind genug Grund für mich, zu lächeln. Mit etwas Glück werden wir diesen

Sommer eine gute Erbsen-Ernte haben, mit einem Überschuss, den wir trocknen können. Und heute Abend werden wir Blattsel-lerie zu dem Fang verspeisen, den Vater nach Hause bringen wird.

Mit einem Nicken werfe ich weiteres spindeldürres Unkraut in den Wind.

Hinter der Mauer tost die See gegen die Klippen, die unser Haus umgeben. Immer wieder werden sie von großen Wellen getroffen, und ich könnte schwören, dass ich die Vibration im Boden unter mir fühlen kann. Vor langer Zeit habe ich in einem Buch gelesen, dass das Meer mit der Zeit die Landzungen abgetragen hat und dadurch natürliche Bögen geschaffen hat, wie jenen, der zu unserem Cottage auf den Klippen führt. Es könnte also sein, dass die Wellen sogar noch entschlossener sind als ich.

Schleppend richte ich mich auf und nutze die Trockenmauer, um mich abzustützen. Auch wenn sich mir der Kopf dreht, achte ich penibel darauf, dass sich kein Stein lockert. Unter mir erstreckt sich das Meer; weites, endloses, aufgewühltes Blaugrau, geziert von weißen Wellen. Gerade bahnt sich ein kleines Boot seinen Weg zum Dorfhafen. Schnell verenge ich die Augen, um mich zu vergewissern – ja, es ist das meines Vaters.

Aber mein Kopf will einfach nicht damit aufhören, sich zu drehen. Die Momente zwischen zwei Herzschlägen ziehen sich wie gefühlte Äonen in die Länge.

»Oh, Mist.« Ein weiterer Anfall.

Ich umklammere den Korb voller Minzblätter und halte den Blick auf die glänzende Axt gerichtet, die in dem Baumstamm neben der Eichentür unseres kleinen Stein-Cottage steckt und mit der Pa das Feuerholz klein hackt. Den Blick darauf fixiert, bemühe ich mich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ich muss unbedingt ins Innere des Hauses gelangen. Zu gehen sollte eines der einfachsten Dinge im Leben sein, aber ich taumle und stolpere.

Dennoch setze ich ein Lächeln für meine Mutter – meine Annem – auf, als ich mein Ziel erreiche, auch wenn ich den Kessel fixiere, der bereits auf dem Herd steht.

»Du siehst blass aus, Liebling.« Ihre Stimme schneidet durch den Nebel, der mich verfolgt. »Hast du heute Morgen deine Tabletten genommen?« Das Rasseln der Flasche mit den roten Pillen ertönt – zumindest nehme ich an, dass sie sie schüttelt, aber ich bin zu sehr auf den Kessel konzentriert, um mich umzudrehen und nachzusehen.

Die Tabletten hinterlassen jedes Mal einen bitteren Geschmack in meinem Mund, aber die Medizin hält mich am Leben, daher schlucke ich sie jeden Morgen dankbar.

Nickend taste ich nach einem Becher. »Tee.« Etwas fällt schep-pernd zur Seite, als meine Sicht verschwimmt und ich gezwungen bin, mich am Tresen festzuhalten.

»Oh, Annon!« Annem kommt herbeigeeilt und übernimmt, führt mich zu einem Stuhl an dem abgenutzten, alten Tisch, bevor sie mir Tee einschenkt. »Du hättest sagen sollen, dass du dich nicht gut fühlst. Ich hätte das doch machen können.«

»Es ist alles in Ordnung.« Ich schenke ihr ein Lächeln, während ich nach dem dunkelblauen Fläschchen in meiner Tasche taste, den Deckel abschraube und einen kleinen Löffel enthülle. »Du hast bereits genug getan.«

Als ich angefangen habe, das Pulver einzunehmen, habe ich ihr erzählt, es sei eine Kräutermischung, die mir Energie geben soll. Technisch gesehen stimmt das auch. Aber die Hauptzutat des Pulvers, das ich vorsichtig abmesse und in den Tee rühre, sind Tollkirschblätter. Ich habe sie im Garten gezüchtet und auf den Balken in meiner Dachbodenkammer getrocknet, dann zermahlen und abgesiebt.

Der Tee verbrüht mir den Mund, aber ich schlucke ihn dennoch, und kurz darauf betäubt die Tollkirsche auch schon meine Zunge.

Sie ist giftig – sogar tödlich, wenn man zu viel davon nimmt –, aber die richtige Dosis ...

Babum. Babum. Babum.

Mein Herz schlägt wie wild; nun gibt es keine langen Pausen

mehr im Takt. Eine neue Welle des Schwindels überkommt mich, aber diese gleicht eher einer hibbeligen Aufregung statt dem langsamen Abschalten meines Körpers. Sie wärmt mich, verbreitet sich, schenkt mir überschäumende Euphorie.

Die Welt wird wieder klar, helle Sonnenstrahlen bahnen sich ihren Weg durch die Küchenfenster und die Tür, die ich offen gelassen habe. Möwen tummeln sich draußen, ihre Schreie sind kreischend, aber lebendig.

Annem stößt die Tür mit dem Korb frischer Wäsche in den Armen an, und sie fällt zu. Dann wirft sie mir einen besorgten Blick zu, während sie sich die Stirn reibt. »Bist du dir sicher –?«

»Hast du Kopfschmerzen?« Nachdem mein Körper und mein Hirn noch einem Moment gebraucht haben, um wieder mitzukommen, springe ich auf. Der Schwindel hat aufgehört, also schnappe ich mir die Dose mit Weidenrinde aus dem Regal. Ich habe sie zu Beginn des Monats von den Stielen geerntet, die wir in einer Ecke des Gartens abgeschnitten haben.

»Mach dir um mich mal keine Sorgen.« Annem schüttelt leise lachend den Kopf, offenbart in diesem Licht neue Falten auf ihrer dunklen olivbraunen Haut und wringt die Hände, bevor sie mich wieder zurück auf den Stuhl schiebt. »Das ist meine Aufgabe, besonders wenn du im Garten so schwer arbeitest.« Sie umsorgt mich so lange, bis klar ist, dass ich nicht umkippen werde und wieder etwas gesündere Farbe im Gesicht habe – danke, Tollkirsche –, bevor sie schließlich die Wäsche nach draußen trägt.

Erst als ich allein bin, lasse ich mich über den Tisch fallen. Als ich vor Jahren von der Tollkirsche gelesen habe, fiel mir auf, dass sie den Herzschlag beschleunigen kann und daher die Lösung für meine Schwächeanfälle sein könnte. Ich schrieb mir alles auf, was ich darüber finden konnte, und begann zu experimentieren, um eine geeignete Dosis zu finden – natürlich war ich äußerst vorsichtig, immerhin ist der Name Teufelskirsche nicht übertrieben.

Aber das war zu einer Zeit, als ich das Pulver auch nur alle paar Wochen zu mir nehmen musste.

Inzwischen brauche ich es täglich. Und trotz meiner anhaltenden Suche stand bisher in keinem Buch etwas über die langfristigen Effekte oder darüber, ob sich das Gift in meinem Körper ansammelt und zu einem langsamen, schleichenden Tod führt.

Gerade als ich die kleine blaue Flasche wieder einstecke, fliegt die Tür auf und mein Bruder kommt hereingeschneit. Groß und dunkelhaarig kommt er ganz nach Annem, während meine Haare blond sind wie die von Pa. Schwer atmend strahlt er mich an – offensichtlich ist er den ganzen Weg über den Steinbogen gerannt, vorbei an den stacheligen Ginstersträuchern, die den Pfad zieren, und durch das Gartentor.

»Ich habe etwas für dich«, verkündet er keuchend, als könnte er es nicht erwarten, die Worte endlich herauszubekommen.

Ich setze mich auf. Er hat mir versprochen, mir ein neues, geliehenes Buch aus der Bibliothek seines Arbeitgebers zu bringen, damit ich meine Notizen ergänzen kann.

Sollte jemand fragen, ist mein Notizbuch eine Ansammlung aus Informationen zu medizinischen Kräutern, aber hinten gibt es einen geheimen Teil, der Wissen aus Büchern über Anatomie und Krankheiten zusammenfasst, die Lowen für mich herschmuggelt.

Annem und Pa erzählten mir, dass es keine Heilung für meine Krankheit gibt, und während meiner jahrelangen Recherche habe ich noch nicht einmal einen Namen dafür gefunden. Ich habe mehreren Professoren an unterschiedlichen Universitäten geschrieben und einen Arzt im Dorf besucht. Kräuterkundige haben meine Zunge begutachtet und an meinen Wangen herumgezerrt. Einmal habe ich sogar jegliche Logik über Bord geworfen und einen reisenden Hellseher konsultiert, der gerade in der Gegend unterwegs war. Er hat eine seltsame Karte aufgedeckt, die eine gefesselte und von Schwertern eingekesselte Frau zeigte, deren Augen verbunden waren. Wegen dieser einen Karte hat er sehr lange geredet, dabei aber meine Krankheit nicht erklärt. Als ich versuchte, trotz meiner Frustration mit einem höflichen Lächeln zu gehen, hat er meine Hand gepackt, auf eine Linie gezeigt, die

über die Innenfläche verläuft, und verkündet, dass ich niemals Liebe in dieser Welt finden würde. Aberglaube und Quatsch – ohne irgendeinen Nutzen.

Niemand war bisher in der Lage, eine richtige Diagnose zu stellen. Und in dieser Unwissenheit verwahre ich einen winzig kleinen Funken Hoffnung.

Entsprechend durchforste ich weiter die Medizinbücher, die Lowen für mich ausleiht, suche nach einer Diagnose ... und einem Heilmittel.

Alles, was ich herausfinde, vermerke ich mit einem gut gespitzen Bleistift vorsichtig in dem Notizbuch. Bisher hat es mich noch nicht gerettet, und mir geht langsam die Zeit aus, aber solange ich noch atme, besteht weiterhin eine Chance.

Als Lowen sich wieder beruhigt hat, fährt er fort: »Ich weiß, dass es noch nicht ganz dein Geburtstag ist, aber es kann ja nicht schaden, richtig?« Seine Wangen sind gerötet, die Augen strahlen.

Dann also kein Buch. Aber entweder surrt das Tollkirschengift immer noch durch meine Adern oder seine fiebernde Aufregung ist ansteckend. Vermutlich beides. Ich kann nicht anders, als zu lachen, während er prüft, ob die Tür geschlossen ist, und dann zum Tisch eilt. Unter der Jacke scheint etwas verborgen.

Geschenke könnten definitiv den Schmerz dieses Kippunkt-Geburtstags lindern. »Darf ich raten, was du da hast?« Ich recke den Hals, um ihn im Blick zu behalten, als er um mich herumgeht.

»Leider nein. Ich hatte keine Gelegenheit, es einzupacken, also ...« Mit einer Hand hält er mir die Augen zu, während er vermutlich mit der anderen etwas auf dem Tisch abstellt – das dumpfe Geräusch hat etwas Endgültiges an sich. »Bereit?«

Die helle Welt erscheint grell zwischen seinen Fingern, als er diese von meinen Augen löst und einen runden Spiegel enthüllt. Vögel und Motten zieren den vergoldeten Rahmen, ihre Flügel überlagern einander und werden von spitzen Speeren punktiert. Die Vögel besitzen scharfe, spitze Schnäbel, gekräuselte Häuse, und die Federn an ihren Flügeln wirken so scharf wie Klingen. Raben.

Es ist eines der schönsten Dinge, die ich je gesehen habe. Auf jeden Fall schöner als alles, was ich je besessen habe ... oder das er sich leisten kann.

»Lowen. Nein.« Ich schüttle den Kopf. Meine brennenden Augen sind auf den Spiegel gerichtet, obwohl ich eigentlich ihn ansehen will. »Das ist zu viel. Du kannst dir nichts so –«

»Nun ...« Ein reumütiger Tonfall schwingt in seiner Stimme mit, als er sich neben mich setzt und halb über den Tisch beugt, als wäre auch er von dem Spiegel fasziniert. »Es ist nicht so, als hätte ich ihn gekauft.« Kaum dass ich tief Luft geholt habe, hebt er auch schon verteidigend die Hände. »Und nein, ich habe ihn auch nicht ›anderweitig erhalten! Ich habe ihn gefunden. Irgendwie hatte ich so ein Bedürfnis, heute am Strand spazieren zu gehen. Es ist so ein schöner Tag – es fühlt sich an, als hätte die Sonne seit Monaten nicht mehr geschienen.«

Neid durchfährt mich wie eine Klinge. Ich habe es immer geliebt, an der Küste entlangzuspazieren. Ich habe die Schuhe und Socken ausgezogen, das krümelige Gefühl des trockenen Sands unter den bloßen Füßen genossen, beobachtet, wie er klebrig und fest wurde, während ich auf die züngelnden Wellen zuing, bis er schließlich zwischen meinen Zehen hervorquoll und vom Meerwasser weggeschwemmt wurde. Doch es ist Jahre her, seit ich die Kraft hatte, mich dem steilen Pfad hinunter zum Strand und dem Dorf zu stellen.

Aber mein Neid ist Lowen gegenüber nicht gerecht. Meine Krankheit ist nicht seine Schuld. Und er macht mir ein Geschenk, obwohl es nicht einmal mein Geburtstag ist.

Das ist der Moment, in dem es mich trifft – ein Stechen in der Brust, das nichts mit meinem Herzschlag zu tun hat.

Unsere anderen Brüder waren in seinem Alter alle schon verheiratet. Aber er ist mit fünfundzwanzig Jahren immer noch hier und unterstützt Annem und Pa dabei, sich um mich zu kümmern, während ich einst als ältestes Kind ihnen dabei geholfen habe, mich um ihn und die anderen zu kümmern.

Oh, ich war eine Närrin, es zuvor nicht zu sehen. Die Verbindung. Diese schreckliche, unwiderlegbare Verbindung.

Jahrelang habe ich anderen Dingen die Schuld gegeben. Der Anhänglichkeit unserer Mutter. Der Tatsache, dass er noch nicht die richtige Partnerin gefunden hat – er ist etwas Besonderes, sensibel, künstlerisch und dieses Dorf zu klein, um ihm die richtige Person zu bieten.

Aber in Wahrheit ist er meinetwegen geblieben. Der Gedanke raubt mir den Atem.

Mein Bruder hat sein Leben pausiert, sich geweigert, es meinetwegen zu leben.

Ich sollte Lobeshymnen über ihn verfassen. Aber dennoch kommt mir aufgrund der schrecklichen Enge in der Kehle kein Wort über die Lippen.

Stattdessen falte ich meine Schuld wie ein ordentliches Taschentuch und verstecke es vor ihm, ehe ich fröhlich breiter grinse.

Er scheint sich aber vollkommen in dem Spiegel verloren zu haben, und als ich den Kopf schief lege, fällt mir auf, dass meine Reflexion ... merkwürdig aussieht.

Der Spiegel ist glatt, aber das Zimmer um uns herum wirkt verzerrt. Er zeigt nicht die Decke, wie es aus diesem Winkel der Fall sein sollte. Stattdessen sehe ich Teile der Küche, und in einer Ecke erhasche ich einen Blick auf ein verziertes Bett aus dunklem rotbraunem Holz, auf dem eine schwere, samtene Decke liegt. Aber als ich blinzele, ist es verschwunden.

»Und ... du hast ihn am Strand gefunden?«

»Was? Hmm? Oh, ja! Ich musste mich durch Algen und Muscheln graben, um zu ihm zu gelangen. Er muss heute Morgen angespült worden sein. Ich kann nicht fassen, dass er nicht zerbrochen ist – was für ein Glück, nicht wahr? Als ich ihn entdeckt habe, wusste ich einfach, dass du ihn bekommen solltest, also bin ich hierher zurückgerannt.«

Ein Teil von mir weiß, dass ich deswegen besorgt sein sollte. Sollte er nicht bei der Arbeit sein? Aber der Spiegel ist hier, und

dass er ganz ist, ist ein kleines Wunder. Nicht einmal eine Delle im Rahmen ist zu erkennen.

Er muss etwas Besonderes an sich haben. Und wenn das möglich ist, dann ist vielleicht alles möglich. Vielleicht sogar das, für das ich all die Jahre gearbeitet habe.

Ich erwarte, etwas zu spüren, als ich den Spiegel hochnehme. Einen Schlag, ein Kitzeln, ein Zeichen, dass er magisch ist oder mir gehören soll – dass die Götter ihn geschickt haben, um mir Hoffnung zu geben.

Aber da ist gar nichts.

Ich unterdrücke meine Enttäuschung, weil ich mir voll und ganz bewusst bin, wie lächerlich sie ist, und neige stattdessen den Spiegel, suche nach meiner Reflexion.

Und finde sie. Bereue es aber augenblicklich.

Vor ein paar Jahren sind all die Spiegel im Haus nach und nach ... verschwunden. Es war so ein schleichender Prozess, dass es mir nicht aufgefallen ist, bis ich ohnmächtig wurde und mir den Kopf anschlug. Als ich nachsehen wollte, ob ich eine Wunde oder Beule habe, konnte ich keinen einzigen Spiegel finden. Annem hat mich dabei erwischt, wie ich danach suchte, und mich auf einen Stuhl am Fenster verfrachtet, damit sie mich untersuchen konnte. Sie gab Zaubernuss auf die Schwellung, und das war es dann.

Früher war ich mal stolz auf mein dickes, glänzendes Haar – um ehrlich zu sein, war ich sogar etwas eitel. Meine Haut ist etwas heller als das Olivbraun meiner Mutter, was einen schönen Kontrast zu den goldblonden Haaren und braunen Augen bietet. Manch einer behauptete, dass ich wunderschön sei, andere, dass ich exotisch wirke, was immer dazu führte, dass ich mit den Augen rollte.

Aber die Frau, deren gebrochene Spiegelung mich nun ansieht, ist nichts von alldem.

Mein kraftloses, stumpfes Haar ist zu einem ordentlichen Zopf zurückgebunden und mit einer Schleife befestigt, aber der Zopf ist inzwischen viel dünner, als er einst war. Die violetten Ringe unter

meinen Augen stehen in starkem Kontrast zu der fahlen Haut, die sich an meine eingefallenen Wangen schmiegt. Die einzige lebendig scheinende Farbe ist das grässliche Rosa von der Tollkirsche, aber selbst dies wirkt unnatürlich, als wäre ich ein Kind, welches das Rouge seiner Mutter gefunden hat.

Beinahe kann ich nicht glauben, dass ich das bin, aber als ich schlucke, wölbt sich der Hals der Spiegelung.

Kein Wunder, dass Annem alle Spiegel versteckt hat.

Ich habe die Veränderungen gespürt. Den Zerfall meines Körpers. Die Rauheit meiner Haare. Wie die Wangenknochen stärker hervortraten. Aber es so deutlich in dem Spiegel zu sehen, ist etwas vollkommen anderes.

Doch wenn dieser hier das Meer überlebt hat, dann hat er ja vielleicht tatsächlich etwas Magisches an sich. Schließlich entstammen die Fae nicht nur Legenden – sie sind real und verhandelten vor nicht allzu langer Zeit mit unserer Königin. Ich habe schon von magischen Spiegeln gehört, und manche behaupten, dass es Portale sind, um mit alten Fae in weit entfernten Reichen zu sprechen. Welche Weisheiten solch eine Kreatur wohl hüten mag? Welch Wissen der Welt – der Medizin? Welche Heilmittel sie wohl besitzen?

Vielleicht könnte ich dank solch einem wieder selbst runter zum Strand und ins Dorf. Ich könnte die Freunde kennenlernen, von denen mir Lowen erzählt. Ich könnte wieder die Frau sein, die ich einst war.

Ich könnte ein Leben haben.

Die Hoffnung ist winzig. Aber sie ist besser als nichts. Die Frau in dem Spiegel lächelt.

Ich berühre die hoffnungsvolle Linie ihrer Lippen, dann drücke ich den Spiegel an meine Brust, ignoriere die Art, wie die Spitzen sich in mein Kleid bohren. »Danke dir, Lowen. Er ist ... Er ist wahrlich besonders.«

Er blinzelt mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Oh. Richtig. Ja. Dein Geschenk.« Er schüttelt den Kopf, als ob er einen

ungebetenen Gedanken loswerden wollte, und küsst mich dann auf die Schläfe. »Nichts ist zu gut für meine große Schwester.«

»Du solltest dieses Süßholzgeraspel anderweitig nutzen.« Ich verstruble ihm die Haare und bin kurz davor, ihn daran zu erinnern, dass er inzwischen verheiratet sein und ein eigenes Zuhause haben sollte – sein Leben leben sollte, anstatt hier mit mir festzusitzen.

»Aber ...« Ich lasse den Spiegel auf dem Tisch stehen, erhebe mich und gehe zu dem Schrank, in dem ich die medizinischen Kräuter aufbewahre. »Ich hätte nichts dagegen, wenn du mir einen Gefallen tätest und das hier zu Mrs Davy ins Dorf bringen würdest. Annem hat erwähnt, dass ihr Baby Koliken hat und dass sie immer noch wund von der Geburt ist.« Ich nehme zwei kleine Gläser aus dem Schrank und drücke sie Lowen in die Hände. »Das sind Zitronenbalsam, Eisenkraut und eine Kamillentinktur für das Baby – ein Tropfen davon unter die Zunge, bevor sie es füttert. Außerdem Kamillen- und Gänseblümchentee für die Mutter. Oh, und sie soll eine zusammengerollte Decke unter die Beine des kleinen Kerlchens legen. Das wird ihm beim Schlafen helfen. Zumindest habe ich das irgendwo gelesen.«

Heiterkeit funkelt in seinen Augen, als er von den Gläsern aufblickt. »Natürlich hast du das. Aber du hast Glück. Ich gehe heute Abend tatsächlich hinunter in die Schenke.« Als er den Blick abwendet, heben sich seine Mundwinkel. »Auf meinem Weg dorthin kann ich sie abgeben.«

Dieses geheimnisvolle Lächeln. Vielleicht gibt es ja doch noch Hoffnung für ihn. »Du weißt ...« Ich stoße ihn mit der Hüfte an. »Wenn du jemandem Blumen bringen möchtest, binde ich dir sehr gern einen Strauß aus dem, was im Garten wächst.«

Sein Kopf schnellt herum. »Blumen? Warum sollte ich Mrs Davy Blumen bringen wollen? Ihr Mann würde mich zusammenschlagen.«

»Nicht *ihr*. Sondern der Person, die dich so lächeln lässt.«

Er erblasst und atmet stockend, als er den Blick erneut ab-

wendet. Also hat er tatsächlich einen Schwarm, aber ist deswegen immer noch verlegen.

»Ich werde nicht herumschnüffeln. Aber wenn du irgendwann bereit bist, über diese mysteriöse Person zu reden, werde ich genau hier sein. Es ist ja nicht so, als würde ich irgendwo hingehen.« Ich grins und straffe die Schultern.

Er verzieht das Gesicht, als würde ihn etwas schmerzen, und lacht leise. »Das ist nicht für immer so, Annon.«

Ich tätschle seinen angespannten Kiefer, registriere den plötzlich traurigen Ausdruck, der ihm überhaupt nicht steht. »Ich weiß.«

Er glaubt, dass ich wieder gesund werde. Ich hingegen, dass ich wegen dieser ganzen Sterbenummer nicht für immer hier sein werde.

Mein Blick streift über den Spiegel auf dem Tisch.

Dieser Spiegel sollte nicht existieren. Er sollte nicht mehr ganz sein. Vielleicht, nur vielleicht kündigt er ja doch etwas Großes an.



ICH HABE KEINE Ahnung, wo ich bin. In diesen Träumen befinde ich mich immer an einem anderen Ort, und ich kenne diesen nie aus dem realen Leben.

Es gibt hier einen See; glatt und dunkel. Die Luft ist neblig und verhindert, dass sich irgendetwas darin widerspiegelt. Ich kann kaum die Bäume sehen, die sich gen Himmel strecken; schwarz und blätterlos ragen sie in die Tiefen des Winters hinein. Das Krächzen von Raben schneidet durch die geladene Stille. Das Geräusch gleitet über mich hinweg, aber sie selbst sind vom Nebel verborgen.

Auch diesmal entdecke ich etwas, das jedes Mal gleich ist: eine dunkle Gestalt, die am Seeufer lauert.

Jedes Haar an meinem Körper stellt sich auf. Ich weiß, dass er hier ist, obwohl er niemals redet, mir nie seinen Namen verrät.

Das braucht er auch nicht. Das gehört zu den Dingen, die man einfach tief im Inneren weiß. Sein Name ist wie ein Schmerz in mir.

Tod.

Seit Jahren träume ich von ihm. Erst war er sehr weit entfernt, aber mit der Zeit kam er immer näher.

In der Regel ist er kaum mehr als ein Schatten, aber nun scheint er sich zu verfestigen und ist vielleicht noch sechs Meter von meinem Standort entfernt.

So nah war er noch nie.

Kälte dringt in mich ein. Ich will mich umdrehen und davonrennen.

Aber es gibt noch etwas anderes in mir. Ein kämpfendes Bedürfnis, das mich zu ihm zieht.

In diesen Träumen bewege ich mich nie, aber vielleicht werde ich ja eines Tages zu ihm rennen.

Vielleicht jetzt.

Gerade als ich den Mut aufbringe, erklingt eine geflüsterte Stimme an meinem Ohr.

»Die Stunde ist nah.«

Keuchend schrecke ich im Schein des Feuers auf und spüre eine warme Berührung auf meiner Stirn.

»Oh, Liebling.« Pa gluckst und zieht sich von dem Kuss zurück, den er mir gegeben hat. »Ich wollte dich nicht wecken.« Er kniet sich neben mich und deckt mich ordentlich zu.

Ich reibe mir das Gesicht, versuche, den kühlen Nebel des Traums aus meinem Verstand zu verbannen, ebenso wie die wirren Strophen eines alten Wiegelieds, die mir im Kopf herumschwirren.

Tod auf der See ...

Das Feuer hilft ebenso wie Pas vertrauter Duft. Er riecht nach Meer, salzig und frisch, vermischt mit der Seife, die er immer benutzt, bevor er zurückkommt, damit er den Gestank nach Fischinnerereien nicht ins Haus bringt.

»Du bist zurück. Wie lange habe ich geschlafen?«

»Ich bin mir nicht sicher, aber aye, ich bin wohlbehalten zurückgekehrt«, bestätigt er mit einem aufmunternden Lächeln.

Leider ist dies bei seiner Arbeit keine Selbstverständlichkeit. Annem hat mir mal erzählt, dass sein Boot kurz vor meiner Geburt beinahe in einem Sturm untergegangen wäre. Bevor sie die Geschichte jedoch beenden konnte, kam Pa nach Hause und unterbrach sie. »Davon zu reden, lockt das Unglück zurück«, sagte er so ernst, wie ich ihn noch nie zuvor gehört hatte. Seitdem habe ich kein weiteres Wort über diesen Sturm vernommen, der ihn beinahe fortgerissen hätte.

Pa würde es niemals zugeben, aber ich weiß, dass er Angst vor

einem weiteren Sturm hat. Er hat es sogar auf sich genommen, mit uns ans andere Ende des Landes zu ziehen, vermutlich um den schrecklichen Erinnerungen zu entkommen.

Ich unterdrücke die Sorge und schenke ihm ein strahlendes Lächeln. »Hattest du heute einen guten Fang?«

»Ich habe ein paar Fische aus dem Wasser gezogen, gesäubert und verscherbelt. Nun werde ich deiner Ma bei ein paar Dingen zur Hand gehen, dann kannst du mir alles von deinem Tag erzählen.«

»Ich kann es kaum erwarten, dir von dem Drachen zu berichten, gegen den ich gekämpft habe«, rufe ich, als er sich bereits umgedreht hat.

Er verharrt kurz und wirft mir einen Blick zu, was seltsam ist bei einem Mann, der immer am Arbeiten ist. Dann geht er zu Annem ins Schlafzimmer.

Als die Benommenheit des Schlafes langsam nachlässt, schließe ich die Finger um den stoffgebundenen Einband. Lowen hatte mir tatsächlich auch das Buch gebracht, das er mir versprochen hatte, und ich war eingeschlafen, während ich darin las und mir Notizen machte.

Ich fahre mit der Hand über den Titel *Ursachen von Krankheiten aus Sicht der Anatomie* und werfe einen Blick neben den Sessel. Anscheinend habe ich im Schlaf das Notizbuch auf den Boden geworfen. Dennoch ist es nirgendwo zu sehen. Ich taste an den Kissen entlang – vielleicht hat Pa es ja mit der Decke dort hingeschoben. Nichts.

Steif stehe ich auf, ziehe die Kissen von dem Sessel und suche weiter. Nur für den Fall, dass es weggeräumt wurde, prüfe ich auch Pas Korb voller Netze, die geflickt werden müssen – etwas, das wir abends am Feuer machen. Stirnrunzelnd erweitere ich den Suchradius auf das gesamte Wohnzimmer, schaue durch die Küchentür, für den Fall, dass Annem es aufgehoben und auf den Tisch gelegt hat. Ein Blick aus dem Fenster verrät mir, dass Lowen an der Gartenmauer steht und an etwas arbeitet.

Rufend frage ich Annem, ob sie das Notizbuch gesehen hat.

Während ich auf eine Antwort warte, bildet sich ein Knoten in meinem Magen bei dem Gedanken daran, dass sie es durchgeblättert haben könnte. Ich rede nicht darüber, wie sehr ich mich nach den Tagen vor meiner Krankheit sehne – ich möchte nicht, dass sich meine Eltern meinetwegen noch schlechter fühlen. Annem macht sich ohnehin genug Sorgen um mich, und Pa ... Manchmal habe ich das Gefühl, dass er sich schuldig fühlt. Daher will ich nicht, dass sie von den Schmerzen wissen, die ich in aller Regel empfinde, oder erfahren, wie oft mir tatsächlich schwindelig ist. Ich will nicht, dass sie denken, ich würde leiden. Und ich will wirklich nicht, dass sie wissen, dass ich selbst nach all diesen Jahren noch nach einer Heilung suche.

Nur Lowen versteht das.

Noch immer hat Annem nicht geantwortet, aber es ertönen Schritte aus ihrem Zimmer, als ich meine Suche fortsetze.

»Ich kann es nirgendwo finden«, rufe ich und kehre zu dem Sessel zurück. Vermutlich habe ich es übersehen. Vielleicht ist es ja unter –

Ich erstarre. Blinzle und schwanke.

Etwas liegt im Feuer. Und das ist kein Holzsplit. Sondern ein flacher, länglicher Gegenstand.

Verkohlte. Flammen züngeln daran.

Ich stütze mich mit brennenden Augen am Kaminsims ab, während ich in die Glut starre und hoffe, *so sehr hoffe*, dass ich falschliege. Mit dem Schürhaken versuche ich, das Objekt aus dem Feuer zu ziehen, aber die rußige Form zerfällt zu Asche. Ich sinke auf die Knie, sodass meine Gelenke vor Schmerz aufschreien.

Einen Teil kann ich ganz herausziehen. Er landet auf dem Sandstein vor dem Kamin, wobei die Kanten immer noch orange glühen.

Der Rücken eines in grünes Leder gebundenen Buches. Drei Zentimeter dick. Kein Titel und auch kein Autorenname, nur eine einzelne Nieswurzelblüte, die in das Leder gestanzt und schwarz angemalt wurde.

Mein Notizbuch.

Ein leises Geräusch entweicht mir. Nicht ganz ein »Nein«.

All die Arbeit. All die Jahre. All diese Bücher, die ich mir geliehen oder erstanden habe. Beobachtungen meiner eigenen Experimente mit Tollkirsche, Fingerhut und Zaubernuss. Spekulationen darüber, dass meine Krankheit dem Aspekt einer Erkrankung gleicht, aber Symptome einer anderen aufweist, die in keinerlei Verbindung dazu steht.

Alles.

Ist.

Nun.

Asche.

Ich starre. Blinzle. Wünsche mir, dass es etwas anderes wäre – irgendetwas anderes. Das kann einfach nicht wahr sein.

Braune Lederstiefel erscheinen in meinem Sichtfeld. »Oh, Süße.« Pa seufzt.

Er ist nicht überrascht. Also war er das, oder er wusste davon und hat nichts dagegen unternommen.

Ich ersticke beinahe an dem Schock. Dem Verrat. Der Gedanke, dass er mir das antun könnte, schmerzt so sehr. Seiner eigenen Tochter.

»Du weißt, dass es kein Heilmittel gibt.« Seine Stimme hat diesen rauen Klang, der sich wie ein Messer anfühlt, das mir über die Haut kratzt, über mein Inneres, mich wund zurücklässt. »Du folterst dich nur selbst damit.«

Mein Herz zieht sich so sehr zusammen, als würde eine kalte Faust es zerdrücken wollen. Ist es nicht allein meine Angelegenheit, ob ich mich damit foltere?

Liebend gern werde ich von Hoffnung gefoltert. Das ist eine Million Mal besser, als von Verzweiflung geplagt zu werden. Meine Hand beginnt zu zittern, und die Finger verkrampfen sich um den Stiel des Schürhakens.

Einen Augenblick fühlt es sich so an, als wäre *ich* das Feuer. Und dessen Hitze und Intensität machen mir Angst.

Ich will explodieren. Die entsetzliche Kraft erzittert in mir und kämpft gegen die Stille an, an die ich mich zu klammern versuche.

Entfernt bin ich mir der leisen, näher kommenden Schritte Annems bewusst. »Dein Vater hat recht.«

Sie waren das. Gemeinsam. Haben es vermutlich sogar geplant.

Sie sahen sich die Seiten an, die ich beschrieben habe. Erkann-
ten meine Hoffnung.

Verstanden, woran ich all die Zeit gearbeitet habe.

Ich kann nicht reden. Es gibt zu viele Dinge, die zu groß sind, um aus meiner Kehle hervorzubrechen.

Alles, was ich tun kann, ist zu starren.

Die zerfallenen Seiten flattern auf, beruhigen sich und werden eins mit dem Stück Holz und den Anzündern, während sie vom Feuer konsumiert werden. Es züngelt auf, als sich die Hintertür öffnet. Meine Brust ist weiterhin wie zugeschnürt.

»Was ist hier –?« Lowen keucht auf, als sich seine Schritte nähern. »Was ist passiert?« Ich glaube, er sieht mein erstarrtes Gesicht, die Tränen, die sich in meinen Augen sammeln. Ein Scharren erklingt, als er sich zu unserem Vater dreht. »Warst du das?« Der scharfe Ton der Anklage zieht sich durch seine sonst so warme Stimme.

Schneidet direkt durch mich hindurch.

»Pass bloß auf, wie du mit deinem Pa redest, Junge«, entgegnet unser Vater.

Ich habe den Inhalt des Buches geheim gehalten, um meine Familie vor meinem Schmerz zu schützen. Ich will nicht, dass sie nun meinetwegen streiten.

Sie sind meine ganze Welt, und ich weiß, dass meine Krankheit sie alle an dieses Haus bindet – es muss immer jemand da sein, um ein Auge auf mich zu haben. Aber ich kann nicht auch die Regenwolke sein, die dafür sorgt, dass sie sich schlecht fühlen.

Während das Feuer sich durch den letzten Rest meines Notizbuches frisst, stampfe ich die Flammen, die in mir züngeln, aus.

Ich werde nicht die Quelle des Unmuts sein. Stampf.

Ich kann nicht wütend auf sie sein. Stampf.

Ich kann es nicht ertragen, wenn sie wütend aufeinander sind.
Nicht, wenn ich ihnen alles verdanke. Stampf, stampf.

Kurz darauf ist das Brennen in meinen Augen alles, was noch übrig bleibt, während ich tief einatme.

»Oder warst du es?«, fährt Lowen fort und wendet sich an unsere Mutter. »Warum würdest du –?«

»Es ist in Ordnung.« Ich reiße mich von den Flammen los und zwingen mich zu lächeln.

Seine Augen werden groß, als er mich einen Moment lang anstarrt. »Aber willst du denn nicht wissen, wer –?«

»Nein, will ich nicht.« Doch, ich will es verzweifelt wissen.

Aber ich zucke mit den Schultern, und es ist das Schwerste, was ich je getan habe. »Es ist in Ordnung. Wie Pa schon sagte, es gibt keine Heilung. Es war töricht von mir, Papier zu verschwenden und all diese Notizen darauf zu kritzeln.«

Pa runzelt die Stirn und presst die Lippen zu einer dünnen Linie zusammen. Als ich mich zu Annem drehe, wendet sie den Blick ab, wringt die Hände.

Aber es ist der erschrockene Blick von Lowen, der dafür sorgt, dass meine Augen noch stärker brennen. Er keucht, als hätte ich ihn geschlagen.

Ich stemme mich auf die Beine und lehne den Schürhaken wie einen Gehstock an die Wand. »Ich denke, ich werde nun ins Bett gehen.« Der Schürhaken geht mit einem dumpfen Klimpern zu Boden, und ich kann nicht anders, als zu denken, dass es wie eine Glocke klingt, die das Ende all meiner harten Arbeit einläutet.

So viel wurde in so wenig Zeit zerstört.

Ich will mich in den Sessel werfen und schreien, dass dies nicht fair ist. Das Notizbuch. Meine Krankheit. Alles.

Aber das würde nichts bringen, außer dass ich das Elend gewinnen lasse.

Stattdessen atme ich erneut tief ein, lächle und erinnere mich

daran, wie glücklich ich mich schätzen kann. Ich habe eine Familie, die mich liebt und beschützt. Dank ihnen werde ich immer umsorgt sein. Und dank ihnen habe ich keinen Grund, die Gestalt des Todes zu fürchten, denn er wird mich nicht allein erwischen.



DAS GELÄNDER FEST umschlossen, mache ich den ersten Schritt, während meine Knie und Hüften ächzen. Ich habe heute Morgen zu hart im Garten gearbeitet.

Bevor ich einen weiteren machen kann, eilt mir Lowen zu Hilfe, legt mir den Arm um die Taille und trägt mich halb die Treppe hinauf. Hier oben befinden sich mein Schlafgemach und das Zimmer, das er sich mit unseren anderen Brüdern teilte, aber nun für sich allein hat. Auf halber Strecke nach oben murmelt er: »Geht es dir gut?«

Ich versuche zu antworten, aber bringe kein Wort über die Lippen, da ich damit beschäftigt bin, mich auf die Stufen zu konzentrieren und gegen meine Emotionen anzukämpfen.

Von unten dringt das Geräusch einer geflüsterten Unterhaltung zwischen Annem und Pa zu uns hoch, dann das Öffnen und Schließen der Hintertür.

Lowen hilft mir ins Bett und deckt mich mit gerunzelter Stirn zu. »Warum wolltest du nicht wissen, wer von den beiden es war?«

Ich schüttle den Kopf und schlucke die Überbleibsel des Schmerzes hinunter. Auch die Wut versucht immer noch, aus mir hervorzubrechen wie Rauch, der in einem verstopften Kamin feststeckt. »Weil es egal ist. Wer von beiden es auch immer war, sie wollten mich vor falscher Hoffnung bewahren. Das kann ich ihnen nicht zum Vorwurf machen.«

Kann nicht.

Sollte nicht.

Ich zucke mit den Schultern und versuche mich an einem halbherzigen Lächeln, das ihn hoffentlich beruhigt. »Und selbst wenn ich es wüsste, würde ich sie doch nicht ... Ich weiß auch nicht ... bestrafen? Es ist so, wie Annem immer sagt – Blut ist dicker als Wasser. Oder in diesem Fall als *Tinte*.« Dieser schmerzerfüllte Ausdruck legt sich wieder über Lowens Gesicht, auch wenn sich seine Schultern etwas entspannen. »Ist das so?«

»Nun, es hält dich hier fest ...« Die Schuld zieht mir den Magen zusammen. Ich will ihm sagen, dass er gehen soll – leben soll. Aber ich kann diese Worte nicht aussprechen. Noch nicht zumindest. »Wenn du doch auf dem Weg in die Schenke sein solltest, meine ich natürlich.« Da, das ist einfacher. Und sogar besser, denn ich stürze mich förmlich auf den Themenwechsel: »Oh, hast du noch all die Kräuter, die ich dir gegeben habe?«

Er grummelt und klopft seine Taschen ab, als er sich erhebt. »Ja, habe ich. Aber ... Vielleicht solltest du dich mal so um dich selbst kümmern, wie du es bei anderen tust, hm?«

»Pass auf, siehst du das? Das ist Medizin.« Ich schüttle die kleine braune Ampulle, die ich auf dem Nachttisch aufbewahre, und gebe ein paar Tropfen der erdbeerfarbenen Flüssigkeit unter die Zunge. Weidenrinde, Baldrian und Nachtkerze. Sie ist bitter und schmeckt schrecklich, um ehrlich zu sein. Aber ich schenke ihm ein verzerrtes Lächeln, als ich die Flasche zurück an ihren Aufbewahrungsort stelle und mich hinlege. »Ich *kümmere* mich um mich selbst.«

Bevor er geht, bitte ich ihn, das Fenster einzuhaken, sodass es nicht ganz geschlossen ist. Die frische Luft fühlt sich gut an und löscht den heißen Rausch, der mich zuvor eingenommen hat.

»Ich hab dich lieb, Lowen«, rufe ich, als er die Tür erreicht.

Er hält inne, dreht sich um und starrt auf den Boden. »Ich weiß, weshalb du das immer sagst, wenn du dich verabschiedest.«

»Oh?« Es fällt mir schwer, fröhlich zu klingen.

»Falls es deine letzte Chance ist. Du willst, dass es das Letzte ist, was du zu mir sagst.«

Ich schlucke schwer, als der Kloß in meiner Kehle wächst.

»Aber ich habe es dir bereits zuvor gesagt ...« Der Blick aus seinen dunklen Augen schnellt hoch und trifft meinen. Seine Mundwinkel zucken. »Wenn dich der Tod holen kommt, dann sollte er sich besser in Acht nehmen, denn ich werde dir folgen.«

Ich lache und winke ab. »Der arme Tod hat keine Chance. Jetzt geh in die Schenke, damit sich deine Freunde keine Sorgen machen.«

Er grinst und schließt die Tür hinter sich, bevor ein »Ich habe dich auch lieb, Annon« zu mir durchdringt.

Das ist der Moment, in dem die Tinktur ihre Wirkung entfaltet, mein ausgelaugter Körper schwerer wird und tiefer in die Matratze sinkt, während ich den blumigen Duft der grünen Kräuter einatme, die auf dem Dörrgitter trocknen. Das dämmrige Licht hüllt mich ein, als ich immer weiter wegdrifte, mich irgendwo zwischen Schlaf und der wachen Welt befinde.

»... es gibt bessere Wege als das.« Annems Stimme dringt durch denselben Vorhang, durch den ich entschwebe.

Mein Körper fühlt sich weit weg an, aber vielleicht runzle ich ja die Stirn.

»Willst du etwa, dass sie es herausfindet? Das würde alles ruinieren.« Da ist wieder diese ernste Stimme von Pa. Es ist merkwürdig, ihn so zu hören, wo er doch für gewöhnlich so sanft spricht.

»Es ist ihre *Gabe*. Ich bin mir nicht sicher –«

»Du warst damit einverstanden«, unterbricht er sie.

Meine Geburtstagsgabe. Was sie mir wohl gekauft haben? Hat Annem sich umentschieden, da sie sich Sorgen macht, dass es zu teuer ist? Ich kann mehr von meinen Tinkturen und Tees verkaufen. Es wird alles gut werden, möchte ich ihr versichern.

»Es ist zu spät, um es zu ändern«, fährt Pa fort, klingt dabei aber mit jedem Wort weiter entfernt. »Es ist zu spät, ganz gleich, was wir vielleicht ...«

Die Unterhaltung verschwimmt, als ich immer tiefer in einen dunklen, düsteren Traum gezogen werde.

Ich bin in meinem Zimmer. Normalerweise träume ich nie von Orten, die ich aus meinem realen Leben kenne, aber nun bin ich hier.

Durch das Fenster kann ich unseren Garten sehen, aber es ist, als wäre alles mit grauen und schwarzen Linien gezeichnet, wie die Bilder in meinen geliehenen Büchern. Diese Linien hier jedoch flackern und zucken, wirken nicht real.

An der Mauer steht eine mir bekannte Gestalt.

Ich kann mich nicht bewegen. Mein Herz verkrampft sich. Es gibt nicht genug Platz, um zu atmen. Die Kälte nimmt mich ein.

Das Mondlicht leuchtet in seinem Rücken, was ihn in dieser ohnehin schon dunklen Landschaft zu einer noch dunkleren Silhouette werden lässt. Das schieferfarbene Meer zuckt hinter ihm und die Wellen bewegen sich in einem unnatürlichen Rhythmus.

Langsam, unfassbar langsam, wie Eis, das einen Berg formt, hebt er den Kopf. In den Schatten seines Gesichtes glühen seine Augen in einem übernatürlichen Licht auf.

Gerade als sein nervenaufreibender Blick meinen trifft, ertönt ein Kreischen und eine blasse Form kracht gegen das Fenster. Eine düstere Stimme spricht direkt an meinem Ohr:

»Wach auf.«

Erschrocken fahre ich hoch und presse mir eine Hand auf die Brust, während mein Herz so schnell rast, als hätte ich gerade etwas von der Tollkirsche genommen. Ein kratzendes Geräusch am Fenster sorgt dafür, dass ich mich ihm in der Erwartung zuwende, eine Eule zu entdecken, die an dem Glas kratzt.

Aber da ist nichts. Nur das schwankende Fenster, das der Wind aufgerissen hat.

Ich versuche, meine Atmung zu regulieren, und blinzle ein paarmal in dem Dämmerlicht, das von außen hereindringt.

Die Schreie einer Eule müssen mich geweckt haben.

Doch selbst als ich mich beruhigt habe, kann ich immer noch etwas im Garten hören. Eine Bewegung. Ein Krabbeln.

Ich rutsche aus dem Bett – meine Gelenke sind dank der Tinktur wieder beweglich – und gehe zum Fenster. Der Sonnenaufgang im Osten schenkt mir genug Licht, um sehen zu können, was dort unten vor sich geht.

Eine dunkle Gestalt beugt sich über die Mauer.

Der Tod. Erstarrt kann ich nichts weiter tun, als die Figur in unserem Garten zu beobachten, die auf das Meer hinausblickt. Sie richtet sich auf, und ich erkenne die Form dieser Schultern. Lowen.

»Verdammt noch mal.« Ich seufze kopfschüttelnd. Was zum Teufel tut er da? Ich linse durch das offene Fenster, ein kühler Wind streicht um meine Wangen. Wieder beugt er sich über die Mauer. Vermutlich übergibt er sich.

»Wie viel hast du bitte getrunken?«, murre ich, als ich das Fenster schließe. Er wird noch Annem und Pa wecken, wenn er so weitermacht. Schnell schnappe ich mir den Morgenmantel und schlüpfe in die Schlappen, doch als ich mich der Tür zuwende, zieht eine Bewegung am Rande meines Sichtfeldes meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein flatternder Schatten.

Eine halbe Sekunde denke ich, dass tatsächlich eine Eule in mein Zimmer geflogen ist. Aber aus der Ecke des Zimmers starrt mich der Spiegel an. Als ich mich umgedreht habe, hat mich vermutlich mein eigenes Spiegelbild irritiert, das durch die seltsame Oberfläche verzerrt wurde.

Kopfschüttelnd eile ich so leise wie möglich die Treppe nach unten. Kurz überlege ich, ob ich etwas mitnehmen soll, das Lowens Magen beruhigen wird, aber ich muss ihn erst ins Innere bekommen. Dann kann ich abschätzen, wie schlecht es ihm wirklich geht und was ich für ihn tun kann.

Als ich nach draußen trete, entreißt der kühle Wind mir beinahe die Hintertür. Er dringt durch mein Nachthemd und lässt mich die Zähne zusammenbeißen.

»Lowen Archer, deinetwegen hatte ich beinahe einen verdammten Herzinfarkt.«

Es hört sich an, als hätte er zumindest mit dem Erbrechen aufgehört. Er ist immer noch über die Mauer gebeugt, die Arme und Schultern bewegen sich, als er ... *etwas* tut.

Sobald ich näher komme, höre ich, wie er vor sich hin murmelt, aber die Worte werden vom Wind fortgetragen.

»Komm schon, bringen wir dich hinein.«

Er dreht sich zu mir um. Als ich die Arme nach ihm ausstrecke, um ihm zu helfen, wirft er etwas auf den Boden. Krach.

In der Dunkelheit muss ich die Augen zusammenkneifen, um das Ding zu erkennen, das neben weiteren dunklen Schatten zum Liegen kommt.

Lowen ignoriert mich und lehnt sich erneut über die Mauer. Diesmal wirft er zwei Gegenstände zur Seite, die auf einem Haufen landen.

Steine. Von der Mauer.

»Lowen? Was tust du da?« Ich stelle mich neben ihn.

»Ich bilde eine Öffnung«, murmelt er, ohne mich anzusehen, während seine Finger weiter an der Mauer kratzen. »Lass mich rein.«

Als er sich umdreht und den Stein zur Seite wirft, erhasche ich einen Blick auf das Loch, das er in die Mauer gegraben hat. Leise fluchend wird mir klar, dass er schon eine ganze Weile damit beschäftigt gewesen ist – er hat einen Riss erschaffen, der kniehoch ist.

»Lowen. Hey.« Ich berühre seine Schulter, aber er reagiert nicht. »Du schlafwandelst. Komm schon. Lass uns reingehen, hm?« Zumindest hoffe ich, dass es nur das ist. Was, wenn er fiebert oder in einer anderen Art Delirium gefangen ist? Meine Krankheit ist zwar nicht ansteckend, aber was, wenn er dieselbe hat und es bei ihm nur länger gedauert hat, bis sie ausgebrochen ist?

Nein. Das wäre unlogisch. Dieses Verhalten entspricht keinem meiner Symptome. Er war aus und hat getrunken, dann ist er nach Hause gekommen und schlafen gegangen. Irgendwann hat der Alkohol ihn aus seinem Bett getrieben und lässt ihn nun tun,

was auch immer das hier ist. Wir können die Mauer morgen früh reparieren.

»Komm schon, kleiner Bruder. Zeit, zu schlafen. Lass uns –«

Er wirbelt herum, die Augen ausdruckslos, als er das Gesicht ganz nah an meines heranbringt. »Wach auf.«

Ich stolpere zurück. Kälte dringt in meine Knochen ein, als ich die Worte aus meinem Traum wiedererkenne.

Er beugt sich nach unten und greift nach etwas in der Mauer. Das spärliche Licht fällt auf Metall. Lang und dünn – ein Draht, der unter dem Stein verschwindet. Lowen zieht daran und lässt zu, dass sich das Metall in seine Finger gräbt.

»Nein, tu das nicht –«

»Zerreiß es.« Seine Schultern spannen sich an, als er sein gesamtes Körpergewicht dagegenstemmt. Blut glitzert und quillt um den grässlichen Draht hervor.

»Lowen.« Ich ziehe an seinem Arm, aber er rührt sich nicht. In seinen Fingern gibt es Sehnen – wenn er diese durchtrennt ...
»Bitte! Hör auf!«

Das tut er nicht.

Eilig blicke ich mich nach etwas um, mit dem ich ihn stoppen kann, ohne dass er sich noch mehr verletzt. Pas Axt funkelt oben auf dem Holzstapel. Ich packe sie und dränge mich neben meinen Bruder.

Wenn ich den Draht verfehle und ihn treffe ...

Ich beiße die Zähne zusammen. Bitte, ihr Götter. Lasst mich treffen. Ich hebe das Beil an.

Verdammt. Seine Finger sind im Weg.

»Komm schon, Lowen. Beweg dich.« Ich stupse ihn an und nicke, als wäre das die beste Idee, die er je hatte, und als würde ich unbedingt daran teilhaben wollen.

Er hebt nicht einmal den Blick.

»Ich helfe dir.« Verzweiflung lässt meine Stimme rau werden.
»Beweg dich, damit ich dir helfen kann, den Draht zu durchtrennen.«

Er erstarrt. Als sich seine Finger davon lösen, tropft dunkles Blut auf den grauen Stein.

Ich hebe die Axt an, und im nächsten Moment landet die Klinge funkensprühend auf dem Stein. Die zwei Enden des Drahtes springen auseinander.

Ein Donnergerollen erschüttert die Luft, den Boden und meine Knochen. Ein Blitz zerreißt den Himmel.

Erst Donner, *dann* Blitze? Nein. Das ist unmöglich.

Ich bin die Tochter eines Fischers. Ich habe mein gesamtes Leben am Meer verbracht. Ich kenne das Wetter. Erst kommt der Blitz, *dann* folgt der Donner. Immer.

»Annon?« Über die Mauer gebeugt, blinzelt Lowen zu mir hoch, dann drückt er sich die Hände an die Brust.

»Du bist wach.« Ich schnaube erleichtert und tätschle ihm die Wange. »Lass uns reingehen, und ich schaue mir deine Hände an, hm?« Ich schenke ihm ein zuversichtliches Lächeln, aber der Nachhall des unmöglichen Donners rumort immer noch in mir.

Lowen richtet sich auf und blickt mit gerunzelter Stirn in die Ferne. »Was ist das?«

Ich kann die dunkle Form am Horizont kaum ausmachen. Es könnten Wolken sein – es könnte der kalte Wind sein, der gegen das Ufer ankämpft, nur ... bewegt es sich schneller als jede andere Wolke am Himmel. Und es kommt direkt auf uns zu.



»WAS IST PASSIERT?« Pa kommt leichenblass aus dem Haus gestürmt, Annem nicht weit hinter ihm. Ein harscher Laut entfährt ihm beim Anblick von Lowens Händen, aber als er die Mauer entdeckt, gerät er ins Taumeln. »Nein.« Das Wort ist kaum mehr als ein Keuchen. »*Nein*. Was hast du getan?« Er atmet tief ein, dann noch einmal. »Geht hinein«, knurrt er.

Annem kümmert sich um Lowen, während ich einfach nur dastehe und beobachte, wie Pa sich durch die Überbleibsel der Mauer wühlt.

»Er hat versucht –«

»Geht hinein!«, schreit er beinahe noch lauter als der Donner.

Erschrocken erstarre ich. Ich habe versucht, Lowen daran zu hindern, seine Hände zu verletzen. Doch dies hat irgendwie meinen Vater verärgert ... ihn enttäuscht ... wütend gestimmt.

Ich will mich hinknien und helfen, habe aber Angst, dass dadurch alles noch schlimmer wird.

Ein *Krächzen* durchdringt die Nachtluft – nicht das übliche Geschrei der Möwen.

Die dunkle Form ist nicht mehr länger ein Fleck am Horizont, sondern ein Vogelschwarm, bestehend aus Krähen oder Raben, der schnell und zielgerichtet wie ein Pfeil auf unser Haus zuhält.

Annems Hand schlingt sich um mein Gelenk, als Pa fluchend aufspringt.

Sie schieben mich ins Haus, aber ich kann nicht anders, als mich umzusehen.

Die Raben – sie sind zu groß, um einfache Krähen zu sein – vereinen sich zu einer brodelnden Masse und haben beinahe das Gras erreicht, das unsere Gartenmauer von der Klippe trennt.

Dutzende schwarze Augen funkeln zwischen wild schlagenden Flügeln und dem Schnappen großer Schnäbel, dann fällt die Tür ins Schloss.

Während Annem und Pa sich auf der Suche nach irgendetwas durch die Schränke wühlen, reiße ich ein sauberes Tuch entzwei und binde es um Lowens Hände. Dabei blicke ich immer wieder aus dem Fenster.

Wie auf ein Zeichen wirbeln die Raben umher und fügen sich zu einer hohen Gestalt zusammen, bis aus diesen Federn und Schatten ein Mann hervortritt.

Meine Finger erstarren.

Er hat ein blasses Gesicht, das von langen schwarzen Haaren umrahmt wird. Der Blick aus seinen goldenen Augen ist auf die Tür unseres Zuhauses gerichtet. Ein Mann – nein, kein Mann, er ist zu schön, zu unantastbar, mit zu spitzen Ohren.

Ein Fae.

Er schreitet mit angespannter Miene vorwärts, während der letzte Rabenflügel in der Finsternis seines maßgeschneiderten Mantels verschwindet.

Schock. Angst. Leugnen. Mir entfährt ein Geräusch, das all diese Dinge zusammenfasst, die mein Verständnis der Welt zerbrechen. Meine Gedanken überschlagen sich in dem Versuch, Fragen zu formulieren.

Mit ruhigen Bewegungen tritt der Fae durch die Lücke, die Lowen in die Mauer gerissen hat, und geht auf das Haus zu.

»Da ist ein Mann«, ruft Lowen. »Er kommt. Fae – er ist ein Fae!«

Pa marschiert an uns vorbei, die Augenbrauen zu einer Linie zusammengezogen. Mit zitternden Händen legt er etwas um den

Türgriff. Dann tritt er einen Schritt zurück und wartet mit weit aufgerissenen Augen.

Von dem Griff baumelt ein Anhänger in Form eines Auges, das aus dunklem, silbernem Metall gefertigt ist. Und Pa hat noch einige mehr von ihnen in den Händen.

Meine Augen weiten sich. »Ist das Eisen?« Das kann nicht sein – dieses Zeug ist illegal. Nur Schmieden ist es erlaubt, es zu besitzen, und selbst dort wird es unter Verschluss gehalten. Die Verarbeitung zu Stahl wird sogar mit Gebeten begleitet.

Ein Klopfen ertönt an der Tür. Einmal. Zweimal. Dreimal. Das Holz erzittert unter der Kraft, hält aber stand.

»Fischer«, ruft der Fae mit kalter, abgehackter Stimme. »Ich bin wegen des Handels hier, der geschlossen wurde.«

Zufrieden, dass die Tür hält, wendet sich Pa an mich und senkt das Kinn. »Aye. Es ist Eisen. Das wird den Bastard draußen halten.«

»Wird es das?«, erklingt die Stimme des Faes mit einem verachtenden Singsang. »Du wagst es, dich Der Morrigan zu widersetzen?«

Lowen und ich erstarren gleichzeitig, und ich werfe Pa einen fragenden Blick zu.

Mit angespanntem Kiefer ignoriert er uns und hilft Annem dabei, die Talismane im ganzen Erdgeschoss an jedes Fenster zu hängen.

Die Morrigan. Die Göttin, die über Schicksal, Krieg und Tod herrscht. Die Legenden besagen, dass es sie beleidigt, wenn man ihren Namen ohne großes D schreibt, und selbst in meinen Gedanken achte ich auf das »Die«, wenn es um sie geht.

Ich werde nicht noch zusätzlich eine Gottheit beleidigen, dafür habe ich schon genug Probleme.

»Pa?« Ich folge ihm ins Wohnzimmer und entdecke weitere Talismane. Annem hat die Lampen angezündet, die den Raum in ein fröhliches, goldenes Licht hüllen, das im Widerspruch zu dem unangenehmen Schauer steht, der sich auf meiner Haut ausbreitet. »Ein Handel? Wovon redet er?«

Er und Annem tauschen einen Blick, ehe er auf mich zukommt und meine Hände in seine schwielen nimmt. »Wir wollten dich nur beschützen. Daran musst du immer denken.« Sein Mund verzieht sich langsam, als schmerzte es ihn zu lächeln.

Die Art und Weise, wie er mich ansieht, wie er von Schutz spricht – ein ungutes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus, ein kalter Gegensatz zu den Frühlingsblumen draußen.

»Wie rührend.« Der Fae steht an einem der Fenster. »Aber du kannst sie nicht vor deinem eigenen Versprechen schützen. Sag ihr die Wahrheit, Mensch.«

Mit zusammengezogenen Augenbrauen sieht Pa zu Boden. Ich werfe Lowen einen stummen, fragenden Blick zu. Er schüttelt den Kopf, das Gesicht blass.

Dies muss irgendeine Art Fae-Trick sein. Sie können zwar nicht lügen, aber Menschen manipulieren, Zauber anwenden, ihr wahres Aussehen verbergen, uns durch die Wälder jagen und Hunderte andere Gräueltaten begehen. Sie schrecken nicht davor zurück, Zweifel in einer Familie zu säen, um zu versuchen, sie auseinanderzureißen.

Ich straffe die Schultern und funkle ihn böse durch das Fenster an.

»Liebling.« Pa drückt meine Hände und beugt sich vor.

Ein nagendes Gefühl breitet sich in der Stille aus, bis Annem endlich spricht: »Weißt du noch, was ich dir über diesen Sturm erzählt habe? Kurz nachdem wir geheiratet haben, hat er versucht, sich deinen Vater und dessen Boot zu nehmen. Dein Vater war zu weit von der Küste entfernt und wäre mit Sicherheit ertrunken, wenn es untergegangen wäre. Aber er wollte mich in dieser Welt nicht allein lassen, also hat er die See um Hilfe gebeten und dann das Land. Und als sie nicht antworteten, hat er die Schicksalsgötter persönlich angefleht.«

»Eine Hand streckte sich mir aus der Dunkelheit und dem Donner entgegen«, knüpft Pa weiter sanft dort an. Das Gesicht in den Schatten verborgen, klammert er sich an meine Hände, als

wäre ich diejenige, die ihn gerettet hat. »Die Göttin zog mich aus den Wellen und hielt mein Boot still, aber sie sagte, sie würde mich wieder zurück in mein Verderben werfen, wenn ich mich weigern würde, den Preis zu zahlen.«

»Und welchen Preis hat sie gefordert?«, knurrt Lowen.

»Meine erstgeborene Tochter.«

Zischend atmet Lowen aus. Ich kann nicht reagieren.

»Ich wollte eure Ma nicht allein lassen, daher habe ich mich einverstanden erklärt, und die Göttin hat mein Boot zurück an Land geführt. Sie meinte, dass ihr Sohn eines Tages zurückkehren würde, um den Preis einzufordern. Dann war sie verschwunden. Als ich nach Hause kam, erzählte mir eure Ma, dass sie schwanger sei, und im Frühjahr bekamen wir dich.« Schließlich sieht er mich doch an, seine Augen funkeln. »Wir hatten auf einen Jungen gehofft. Ich habe nur Brüder, und deine Ma ist das einzige Mädchen in ihrer Familie. Wir dachten, wir könnten dem Handel entgehen. Dass es keine Rolle spielen würde. Aber ...«

Ich starre ihn an. Denke über seine Worte nach und versuche, das Unmögliche zu begreifen. Aber die Teile meines Lebens fügen sich zusammen und lassen Raum für das, was er mir gerade gesagt hat – und plötzlich scheint es nicht nur möglich, sondern ... es ist das einzige Teil, das passen könnte.

Er hat uns ans andere Ende des Landes verfrachtet, nicht um den Erinnerungen zu entkommen, sondern in der Hoffnung, dass Die Morrigan nicht in der Lage sein würde, ihn und seine erstgeborene Tochter zu finden.

Er wählte dieses abgeschiedene Cottage, auch wenn das Leben im Dorf für uns alle viel einfacher gewesen wäre, denn er dachte, dass wir – *ich* – dadurch in Sicherheit wären. Der Draht in der Mauer – er war aus Eisen. Er hielt den Fae davon ab einzudringen, und als ich ihn mit der Axt durchtrennte, habe ich ihm erlaubt einzutreten.

Ihrem Sohn. Das bedeutet ...

Ich habe gelesen, dass die Söhne Der Morrigan die Könige des

Todes selbst sind. Unheimliche Fae, die als Halbgötter über die Unterwelt herrschen, jeder mit seinem eigenen grausamen Spezialgebiet. Und einer von ihnen steht vor unserer Tür.

»Ich musste dich ihr versprechen, bevor ich überhaupt wusste, dass du existierst. Mein kleines Mädchen.« Pa schüttelt mit gerunzelter Stirn den Kopf. »Meine Annon.«

Ich dachte immer, dass Lachen ein glückliches Geräusch wäre, warm und lebendig. Aber das Lachen, das von draußen erklingt, ist grausam und spöttisch, ohne die geringste Spur von etwas so Warmem wie Glück.

»Annon. Annon.« Ein weiteres harsches Lachen. »Du nanntest sie ›Anonym‹, weil du dachtest, dass wir sie dadurch nicht finden würden?«

»Nein«, platzt es aus mir heraus. »Ich heiße Rhiannon ...« Schnell suche ich Annems und Pas Blicke. »Ich heiße Rhiannon, nicht ...«

Aber sie sehen nach unten.

Kein Name.

Die Erkenntnis ist wie ein plötzlicher Schmerz tief in meinem Innersten. Meine Brust zieht sich zusammen, und mein Herz ist kurz davor aufzugeben.

Ich habe keinen Namen. Bin ich dann überhaupt ... real? Eine Person? Oder einfach nur ein Ding?

Ein Teil von mir versteht die Logik dahinter. Sie taten es mit Absicht, gemäß dem alten Aberglauben, dass Eltern ihren Babys keine Namen geben sollen, bevor sie sechs Monate alt sind – dann sind sie zu groß, um noch von dem Fae-Volk entführt und durch einen Wechselbalg ersetzt zu werden.

Aber ich bin kein Säugling. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt und verflucht noch mal namenlos. Rhiannon ist eine Lüge.

»Oh, das ist ja bezaubernd«, fährt der Fae fort. »Die Dummheit der Menschen wird nie aufhören, mich in Erstaunen zu versetzen.«

Ich schnelle herum, etwas Heißes und Hässliches brodeln unter meiner Haut. »Halt die Klappe.«

»Warum?«, knurrt Lowen Pa an. »Sie hat dich gezwungen, Annon abzugeben – was will eine Göttin mit ihr?«

»Oh ja.« Draußen grinst der Fae, den Blick auf unseren Vater gerichtet. »Erzähl ihr von deinem ganzen Handel, Fischer. Sag ihr, womit du dich einverstanden erklärt hast.«

»Ich habe zugestimmt ...« Pa atmet zitternd ein. »Dich ihrem Sohn zu geben. Als seine Braut.«



»BRAUT?« ICH HATTE nicht vor, das laut auszusprechen, aber verdammt noch mal. Ich soll diesen Kerl heiraten? Ich werde den Fae nicht nur als Dienerin oder Gespielin übergeben, sondern als *Braut*? »Auf gar keinen Fall.«

»Es wird alles gut.« Annem drückt mir die Schulter. »Er kann nicht hereinkommen. Die Talismane werden uns beschützen.«

Der Fae richtet sich zur vollen Größe auf, und die neckende Heiterkeit verschwindet von seinem Gesicht. »Soll das bedeuten, dass du den Handel verweigerst?« Er schweigt für einen langen Moment. »Ich warne dich davor, eine Göttin zu beleidigen.«

Annem und Pa tauschen einen Blick. Während sie den Kopf senkt, hebt er seinen und legt einen Arm um mich. »Du kannst unsere Tochter nicht haben.«

»Nun gut.« Der Fae zuckt mit einer Schulter und richtet seine Ärmel. »Behauptet ja nicht, ich hätte euch nicht gewarnt.« Damit verschwindet er.

Aber er hat mit Sicherheit nicht so einfach aufgegeben, oder? Vermutlich hat er sich einfach fürs Erste zurückgezogen, um seine Mutter zu schicken, die mit uns machen kann, was sie will, oder?

Zusammengedrängt warten wir. Und warten.

Irgendwann schleichen wir langsam zu einem nahe gelegenen Fenster. Kein Hinweis auf den Fae. Also trennen wir uns, um alle Fenster zu überprüfen. Ich sehe nichts, aber spüre unter den

Füßen eine leichte Erschütterung, so schwach, dass ich sie kaum wahrnehme. Dann bewegt sich der Boden im Garten genau an der Stelle, an der ich gestern noch Erbsen ausgesät habe.

Wird er meinen Garten zerstören? Ich beiße die Zähne zusammen. Pflanzen wachsen wieder. Ich kann mehr aussäen.

Während ich die Stirn runzle, greift eine Hand über die Mauer. Blass, aber nicht die eines Faes – sie ist schmutzig und dürr und –

Und ihr folgt ein verdammter Schädel.

Ich stolpere von dem Fenster zurück, starre auf die aufgedunsenen Überreste eines Fischers mit tropfender Öljacke, der über die Mauer klettert. Algen hängen von seinen Schultern und glitzern in der Morgendämmerung. Einen Augenblick später explodiert die Erde meines Erbsenbeetes nach oben und gibt eine weitere Hand preis, die nach Halt sucht.

Die Welt scheint langsamer zu werden, als ein Skelett aus der Erde kriecht und auf uns zukommt.

Mein Herz. Ich drücke die Hand auf die Brust. Nicht die Welt wird langsamer, sondern mein Herz hat sich den schlechtesten Moment ausgesucht, um so langsam zu schlagen, dass sich die Küche zu drehen beginnt.

Von der anderen Seite des Hauses ertönt Annems Schrei.

Ich muss ihr helfen. Wie, weiß ich nicht, aber ...

Ich fummle an meiner Tollkirschenflasche herum. Habe keine Zeit, Wasser zu erhitzen. Stattdessen presse ich den kleinen Finger an die Spitze des Messlöffels, um etwas Pulver aufzunehmen.

Es direkt zu mir zu nehmen, wird die Wirkung sehr viel stärker machen als mit heißem Wasser, aber ...

Ich schlecke das bittere Pulver von meinem Finger und schlucke.

Als ich das Wohnzimmer erreiche, ist die Flasche bereits wieder verschlossen in meiner Tasche verschwunden. Dafür kracht etwas gegen die Haustür. Mit dem Rücken dagegengestemmt kreischt Annem erneut auf. Lowen und Pa werfen sich ebenfalls gegen die Tür.

Mit rasendem Herzen und fiebrigen Wangen eile ich zum Fenster, während sich die Welt aufgeregt um mich dreht.

Ich kann weder die Ginsterbüsche noch den Steinbogen erkennen, der aufs Hauptland führt. Die Toten verdecken meine Sicht in alle Richtungen. Manche von ihnen sind kaum mehr als Knochen und Fetzen, während andere beinahe noch intakt sind – ihre Kleidung ist nur etwas knittrig und verschmutzt. Einer von ihnen trägt eine Stahlrüstung, wie ich sie bisher lediglich in Büchern gesehen habe. Ein halber Speer steckt immer noch in seiner Achsel.

Sie keuchen und stöhnen. Es sind die Klänge von Kreaturen, die vergessen haben, wie man spricht, sich aber danach sehnen.

In der Zwischenzeit lehnt der Fae an unserer Gartenmauer, einen Knöchel über den anderen gelegt, während er seine Fingernägel inspiziert.

Bastard.

Weitere Tote schwemmen über die Brücke in unseren Garten. Sie werfen sich auf unser Haus, Knochen knirschen an den Wänden und den Eichentüren, rutschen über Fensterscheiben. Sie zertrampeln den Garten und reißen weitere Teile der Mauer ein.

Jeder Stein, der fällt, landet auf meinem Herzen. Jeder Schlag an der Tür schmerzt in meiner Brust. Jedes Mal, wenn meine Ma wimmert, zerbricht ein Teil von mir.

Mein Zuhause. Meine Familie. Er ist bereit, sie alle zu zerstören, nur um mich als seine Braut zu beanspruchen.

Pa hat einen Arm um Annem geschlungen, selbst als sie sich gemeinsam gegen die Tür stemmen, die bei jedem Angriff erzittert. Sie werden die Toten nicht mehr lange zurückhalten können.

Schläge ertönen von oben, und Dachplatten stürzen auf den Boden. Sie sind auf dem Dach. Als Nächstes werden sie durch den Kamin kommen.

Ich lehne mich an den Fensterrahmen und suche den Blick des Faes. Meine Finger klammern sich an das Holz. Ich wünschte, es wäre seine verdammte Kehle. Durch das Glas schreie ich: »Was, wenn ich freiwillig mitgehe?«

Er hebt den Kopf, eine Augenbraue hochgezogen. »Dann werde ich meine Armee zurückrufen.«

»Und meine Familie wird in Sicherheit sein?«

»Sie werden nichts mehr von mir zu befürchten haben. *Wenn* du freiwillig kommst, wie ein braves Mädchen.«

»Annon, nein«, flüstert Lowen. »Was tust du?« Er ächzt vor Anstrengung, als sich weitere Tote gegen die Tür werfen.

»Es ist meine Schuld. Ich habe den Draht zerschnitten. Er sollte mich beschützen, nicht wahr?« Ich sehe meine Eltern fragend an.

»Er verbarg uns«, bestätigt Pa mit zusammengebißenen Zähnen.

»Du warst das nicht«, zischt Lowen und ballt die bandagierten Hände zu Fäusten. »Seine Stimme – ich habe sie durch den Spiegel gehört. Er hat mir zugeflüstert, dass ich ihn dir geben soll. Er befahl mir, die Mauer einzureißen. Damals konnte ich mich nicht erinnern, woher die Idee stammte, aber nun, da ich ihn gehört habe ..., weiß ich es. Ich habe den Spiegel in unser Haus gebracht. Ich ließ mich von ihm beeinflussen.«

»Das mag sein. Aber *ich* kann ihn aufhalten.«

Glas zerschmettert. Irgendwo in der Küche. Sie haben es hereingeschafft. In einem Moment werden sie hier sein.

»Dieses Haus. Diese Familie.« Meine Stimme bricht bei dem letzten Wort. »Ihr seid alles, was ich habe. Und er wird euch töten, um mich zu bekommen. Das kann ich nicht zulassen.« Laut rufe ich: »Halte sie auf, und ich werde mit dir gehen.«

Stille. Das Krachen und Poltern, die ächzenden Geräusche, das Schaben und Schleifen. Es hat alles aufgehört. Nur das Meeresrauschen ist zu vernehmen, ein entferntes Geräusch des Mitgefühls in all dem Chaos ihres Angriffs.

Der Fae hebt das Kinn, aber bewegt sich sonst nicht. »Wenn du nicht in den nächsten zehn Sekunden durch die Tür kommst, werde ich deinem Vater die Zunge herausreißen.«

Keine Zeit zum Packen also. Hastig drehe ich mich um und renne in die Küche, um meine Medizin zu holen. Die Toten ste-

hen an dem zerbrochenen Fenster und starren mich aus leeren Augen an.

Ich erschauere. Seine Braut – seine *Königin*. Sind dies die Kreaturen, über die ich herrschen werde?

»Tick, tack«, ruft er. »Fünf Sekunden noch.«

Ich renne ins Wohnzimmer. Annem und Pa treten von der Tür weg. Ihre Gesichter sind zu trauernden Masken verzogen, als sie mich passieren lassen.

»Vier.«

Lowen bleibt wie angewurzelt stehen. »Sollen sie doch kommen.«

»Drei.«

»Lowen. *Bewegung*.« Noch nie habe ich so herrisch geklungen. »Ich werde einen Weg zurück finden.«

»Zwei.«

Sein Kiefer spannt sich an, und seine Augen füllen sich mit einem schrecklichen Glanz, der mir die Kehle zuschnürt.

»Bitte.«

»Eins.«

Mit herabsackenden Schultern geht er zur Seite und öffnet die Tür.

Ich trete nach draußen, als der Fae »Null« sagt.

Die Toten bewegen sich nicht, und ich atme erleichtert aus.

Mit ängstlichen Blicken zu den Kreaturen kommen Annem und Pa, einer nach dem anderen, zu mir und umarmen mich fest.

»Wir wollten nie ...«, beginnt Annem.

»Wir dachten nicht, dass es jemals so weit kommen würde. Wenn wir dich doch nur genug beschützen könnten.« Pa lehnt sich zurück und runzelt die Stirn, als eine Träne über seine faltige Wange rollt. Seit gestern ist er um mindestens ein Jahrzehnt gealtert. »Du verstehst das doch, oder?«

Ich traue mir nicht zu, etwas zu sagen. Er hat einen Handel geschlossen. Einen, bei dem ich der Preis war. Ein schmerzhafter Knoten hat sich mitten in meiner Brust geformt.

Aber er war damals klatschnass, hat gefroren und klammerte sich inmitten eines schrecklichen Sturmes an ein kleines Fischerboot, den Launen der See ausgesetzt.

Den Launen Der Morrigan. Er stand allein dem Tod gegenüber.

Ist das nicht eine Angst, die ich nur allzu gut verstehe?

Mir gelingt es, ihm ein kleines, zuversichtliches Lächeln zu schenken und zu nicken.

Mit zitterndem Kinn nimmt Lowen den Platz meiner Eltern ein. »Du musst nicht –«

»Doch. Damit ihr sicher seid – am *Leben*. Nun hör auf, so eine Nervensäge zu sein, und gib mir eine Umarmung, kleiner Bruder.«

Er schnaubt und schlingt die Arme um mich, drückt mich so fest, dass ich Angst habe, meine Knochen könnten brechen. Als er schließlich von mir ablässt, drückt er mir ein Paket in die Hände und hält entschieden meinen Blick. »Denke immer an mein Versprechen.«

Ich brauche einen Augenblick, um zu verstehen. Er kann doch nicht ernsthaft seinen Witz von gestern Nacht meinen – dass er mir folgen wird.

Bevor ich ihn fragen kann, schneidet die Stimme des Faes erneut durch die Luft, so kühl wie der Wind.

»Kommst du oder muss ich meine Armee an das Gefühl von lebendigem Fleisch erinnern?« Er lehnt immer noch an der Mauer, eine Augenbraue hochgezogen.

Oh, er wird ein ganz wunderbarer Ehemann werden.

Ich nicke meiner Familie noch ein letztes Mal aufmunternd zu. »Wir sehen uns bald.« Dann drehe ich mich zu dem Fae um und breite die Arme aus, als würde ich mich ihm präsentieren. »Hier bin ich, freiwillig, wie versprochen. Du meinstest, dass du meine Familie verschonen wirst.«

Er gibt ein leises Geräusch von sich und stößt sich von der Mauer ab. Während er näher kommt, betrachtet er mich ausgiebig. Sein Gesichtsausdruck verrät nichts außer diesem beständigen

Gemisch aus Verachtung und Gereiztheit. Die Lippen sind zusammengepresst, die Augen halb geschlossen. Seine blasse Haut steht in starkem Kontrast zu den dunkelschwarzen Haaren, und die harte Linie, die seine Brauen bildet, erinnert mich an die Schwingen der Raben, die ich auf dem Spiegel gesehen habe.

Das Dämmerlicht verleiht seinen Zügen keinerlei Wärme, zeichnet nur tiefe Schatten unter die scharfen Kanten seiner Wangenknochen, des Kiefers und um die blassen goldenen Augen.

Er erinnert mich an eine kalte Winternacht, wenn Eis das Land für sich einnimmt und die Wege gefährlicher macht, um sie in einen frostigen, schimmernden Glanz zu hüllen.

Als er mich fast erreicht hat, wird mir klar, wie groß er wirklich ist. Wie breit seine Schultern sind, wie einfach er die Tür selbst hätte einschlagen können. Und ich verstehe, weshalb er die Toten gerufen hat.

Weil er es kann.

Und das bedeutet, dass er die Gestalt aus meinen Träumen ist. Zweifelsohne. Ich hatte den Tod erwartet, nicht den König des Todes.

»Dann komm.« Er streckt mir eine Hand entgegen, kleine schwarze Federn umranden den Ärmel seines Mantels.

Ich werfe einen Blick zurück.

Meine Eltern stehen aneinandergedrängt vor unserem Haus und beobachten uns mit tränenüberströmten Wangen. Lowen steht mit gerunzelter Stirn etwas abseits, als könnte er sich so dazu bringen, nicht zusammenzubrechen.

Ich nicke ihnen einmal zu, dann ergreife ich die Hand des Faes. Langsam verziehen sich seine Lippen zu einem Grinsen, als wäre ich in eine Falle getappt.

Bevor ich mich umentscheiden kann, zieht er mich an seine Brust, und die Welt besteht nur noch aus Federn und Dunkelheit.



IN SCHERBEN. ICH bin nichts. Zerrissen. Fallend. Zwischen Federn gefangen, von großen Flügeln hin und her geworfen.

Ich habe keinen Körper mehr, meine Seele gerät in Panik.

Die zerstreuten Scherben von mir können sich auf keinen Fall wieder zusammensetzen. Dies ist der Tod. Das Nichts. Und ich bin allein.

Ich versuche zu greifen, aber habe nichts, mit dem ich greifen könnte.

Es existiert nur Dunkelheit. Chaos. Die glitzernden Augen der Raben. Und ich bin sie. Ich bin zwischen ihnen. Ich weiß nicht, wie mir geschieht, weiß gar nichts mehr, und das ist der beängstigendste Teil davon.

Bitte. Irgendjemand. Irgendetwas. Rette mich, denn ich kann nichts tun.

Plötzlich weitet sich die Luft wie bei einem riesengroßen Atemzug, sodass Licht zwischen den Flügeln hindurchscheint. Verzweifelt atme ich die kühle, frische Luft ein. Verschlinge sie halb schluchzend, als mir klar wird, dass ich ganz bin.

Es dauert einen Moment, bis ich verstehe, dass ich mich an etwas festhalte. Und es dauert noch etwas länger, bis mir klar wird, dass es sich dabei um Kleidung mit warmer Haut darunter handelt.

Der Fae.

Ich halte mich an *ihm* fest.

Mit einem angewiderten Geräusch versuche ich ihn von mir zu stoßen, aber nichts geschieht – seine Arme sind immer noch um mich geschlungen. Als ich den Blick hebe, sehe ich, wie er mich mit diesem eisigen Grinsen betrachtet, als wäre das alles hier *fürchterlich* amüsant.

Noch nie in meinem Leben war ich gewalttätig, aber wenn ich ihm diesen Blick nicht eines Tages aus dem Gesicht schlage, wäre es ein verdammtes Wunder.

Als mein Atem sich langsam wieder reguliert und die Kälte in meine Zehen eindringt, betrachte ich unsere Umgebung – alles ist besser, als in sein schreckliches, wunderschönes Gesicht zu blicken.

Schnee bedeckt den Boden. Keine Spuren führen zu uns, und das, obwohl meine Füße zentimetertief in dem gefrorenen Weiß stecken. Wir müssen hier ... *gelandet* sein, genauso, wie ich ihn an unserer Gartenmauer landen sah. Dann war das also keine Illusion.

Schnee schmiegt sich sogar an die Mauern um uns herum und stapelt sich auf dem Dach. Kein gemütliches Licht scheint durch die schmalen Fenster, die den Hof überblicken. Und Eiszapfen klammern sich an den Dachvorsprung, so scharf und glitzernd wie Speerspitzen.

Schwarze Äste lauern über uns und schneiden den grauen Himmel in Scherben, so gezackt wie die zerbrochenen Teile meiner Selbst, als wir hierhergereist sind.

Zwei Raben sitzen auf ihnen, und ich könnte schwören, dass sie uns interessiert beobachten. Nach allem, was in der letzten Stunde passiert ist, sollte ich die Möglichkeit nicht so schnell verwerfen, dass sie das wirklich tun. Das blauschwarze Glänzen ihres Federgewands ist die einzige Farbe in dem tristen Grau.

Selbst die Rinde des Baumes ist grau, und seine Äste komplett kahl, was mich vermuten lässt, dass er tot ist und nicht einfach nur den Winter abwartet.

Aber als ich stirnrunzelnd seine Trostlosigkeit betrachte, bemerke ich das Merkwürdigste überhaupt.

Die Sonne ist schwarz.

Ich schlucke schwer, als sich mir die Kehle zuschnürt. Das ist nicht mein Zuhause. Das ist nicht Albion. Das ist nicht einmal die Erde.

Ich bin wahrhaftig in der Unterwelt.

Der Fae reckt das Kinn. »Kannst du laufen?« Während er spricht, verziehen sich seine Lippen, als ob er bezweifeln würde, dass ich zu irgendetwas fähig bin.

Ich balle die Hände zu Fäusten und öffne sie wieder, um die Verbindung zu meinem Körper wiederherzustellen, nachdem er auseinandergerissen wurde. Ein wenig zittere ich. Es ist kalt. Wie immer beginnt mein Herz zu rasen – sogar noch mehr, dank der vorschnellen Dosis an Tollkirsche. Meine Zehen werden langsam taub. Aber ich scheine ganz zu sein, und meine Beine wirken stabil genug.

Nickend drücke ich mich wieder von seiner Brust weg, und diesmal lässt er mich los.

»Gut.« Er macht auf dem Absatz kehrt, marschiert durch den Schnee und öffnet mit einer Geste eine Tür.

Bevor ich ihm folge, greife ich nach der Tasche meines Bademantels. Das Gewicht der beiden Ampullen macht mir Mut – meine Medizin und das Tollkirschenpulver. Ich schiebe Lowens Päckchen in die andere Tasche und eile dem König hinterher, wobei ich versuche, in seine Fußabdrücke zu treten, damit ich mich nicht selbst durch den tiefen Schnee kämpfen muss.

Aber seine Schritte sind zu groß für mich, und als ich endlich drinnen bin, bin ich von der Hüfte abwärts tiefend nass. Das tropfende Nachthemd klebt mir an der Haut, und ich schlinge die Arme um mich, um keine Gänsehaut zu bekommen.

Am Rande meines Sichtfeldes entdecke ich eine Gestalt, aber als ich mich umdrehe, um sie genauer zu betrachten, ist sie verschwunden. Sobald ich mich versichert habe, dass am Ende des Ganges wirklich nichts lauert, folge ich dem König.

Zwei Raben gleiten an mir vorbei. Einer von ihnen landet auf

seiner Schulter, während der andere weiterhin über ihm fliegt und dann auf einem runden Wandleuchter Platz nimmt. Ein dritter stößt zu ihnen – ein kleiner weißer Rabe, der sich auf dem Fensersims niederlässt. Licht fängt sich in seinen Federn und erzeugt einen violetten Schimmer.

Als ich an ihnen vorbeigehe, beobachten sie mich. Der weiße blinzelt langsam mit den blassvioletten Augen, sodass ich unwillkürlich meinen Bademantel enger um mich ziehe und mich beeile, den Fae einzuholen.

»Wie nett von dir, zu mir aufzuschließen«, kommentiert er, ohne mir auch nur einen Augenblick seines grüblerischen Blicks zu schenken.

»Deine Beine sind ein gutes Stück länger als meine.«

Er wird kaum merklich langsamer. »Ich erwarte von meiner zukünftigen Ehefrau, dass sie mit mir Schritt halten kann. Aber vielleicht ist das ja eine unrealistische Erwartung, schließlich hat meine Mutter mir einen *Menschen* angedacht.«

Darum ist er also so ein unausstehlicher Mistkerl – er hasst mich, weil ich ein Mensch bin. Nun, das wird sich nicht ändern.

»Du kannst mich immer noch nach Hause bringen und dir jemand anderen zum Heiraten suchen.« Meine Stimme klingt höher als normal, aber tief in meinem Inneren weiß ich, dass es hoffnungslos ist. Egal ob man ein Fischer oder ein halbgöttlicher König des Todes ist, niemand widersetzt sich Der Morrigan.

Selbst wenn der Versuch meiner Eltern, uns vor diesem Fae zu schützen, erfolgreich gewesen wäre, wäre es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis sie gekommen wäre, um die Schuld einzutreiben.

Aber irgendwann muss es doch »zählen«, oder nicht? Es wird der Augenblick kommen, in dem wir sagen können, dass der Handel technisch gesehen erfüllt wurde. Und wenn ich anschließend gehe, müssen sie es erlauben, weil wir unseren Teil der Abmachung zumindest auf dem Papier erfüllt haben, wenn auch nicht emotional. Ich muss also einfach mehr über diesen Handel herausfinden.

Aber dieser Ort hier verrät mir bisher rein gar nichts. Die Wän-

de bestehen aus grau poliertem Stein, der kühl in dem unnatürlichen Licht der Lampen glänzt. Meine nassen Hausschuhe geben bei jedem Schritt ein platschendes Geräusch von sich, wohingegen seine Stiefel lautlos über den kahlen Boden gleiten.

Während wir an einigen Ebenholztüren mit schwarzem Griff vorbeikommen, fliegt der weiße Rabe immer wieder über meinen Kopf hinweg, als wäre er fasziniert.

So seltsam dieser Ort und jene Vögel auch sind, ihr Meister ist mir vertraut. »Du bist derjenige aus meinen Träumen, nicht wahr?«

»Du träumst also bereits von mir? Also war die Weigerung, mich zu heiraten, nur ein Spielchen.« Er redet mit einer distanzierten Belustigung in der Stimme, als wäre nichts wirklich ernst oder wichtig. Was mich wiederum mehr als reizt – zweifellos noch verstärkt durch die Geschehnisse der letzten Stunde und die tiefgreifende Erschöpfung, die mich langsam einnimmt.

»Du *kamst* in *meine Träume*. Und es waren definitiv keine angenehmen. Vielmehr handelte es sich dabei um Albträume.«

»Rede dir ein, was auch immer du willst. Ich weiß, dass deine Art lügen kann und es auch nur zu gern tut.«

»Würde ich lügen, würde ich behaupten, dass es eine wundervolle Aussicht ist, dich als Ehemann zu haben, und ich es kaum erwarten kann, dich zu heiraten. Die Wahrheit ist jedoch, dass du in meine Träume kamst. Und das ist wirklich gruselig, wenn man darüber nachdenkt. Also warum? Wolltest du spionieren oder mich dazu bringen, freiwillig mit dir zu gehen?«

Er schnaubt, als wäre *ich* diejenige, die nervt. »Mach dir nichts vor, Namenlos. Genauso wenig wie du die Absicht verfolgst, von mir zu träumen, wollte ich in deinen Träumen auftauchen. Dank des Handels, den unsere Eltern geschlossen haben, sind unsere Schicksale miteinander verbunden. Wir sind schicksalsgebunden. Nicht einmal Eisen kann eine solche Verbindung blockieren.«

»Dann hast du also nicht meinen Bruder beeinflusst, die Mauern um unser Haus herum einzureißen.«

»O doch. *Das* war ich. Der Spiegel erlaubte mir, eure primitive Eisengrenze zu umgehen.« Einen Augenblick lang wird sein Blick distanziert, dann schüttelt er den Kopf. »Sie dachten wahrlich, sie wären in Sicherheit.«

»Bis du deine verdammte Armee erweckt hast, ja, bis dahin waren wir in Sicherheit. Und glücklich.« Aber eine Frage dringt durch den Schleier meines Zornes, reißt ihn beinahe auf. »Also ... herrschst du über die Toten, so wie diejenigen, die du auf uns gehetzt hast?« Ich blicke zu einem Fenster, erwarte, noch mehr leere Augen zu entdecken, die mich anstarren.

»Nicht ganz.« Er sagt es auf eine Art, die mir das Gefühl gibt, als wäre ich das ignoranteste Wesen, das je existiert hat. »Das Königreich von Mordren ist das Reich der Unseelie-Fae. Vielleicht erzählt eure zurückgebliebene Art ja Geschichten darüber, wie wir vor vielen Jahren von der Oberfläche verbannt wurden.«

Ich lächle säuerlich und werfe den Kopf zurück. »Wir haben sogar ein Alphabet und all das.«

»Nur dank uns.« Bevor ich ihn fragen kann, was er damit meint, fährt er fort: »Du wirst sehen, dass die Unterwelt sich von der Oberfläche unterscheidet. Hier gibt es keinen netten Ort, und ich hege keinerlei Zweifel daran, dass du auch unsere Art als ähnlich harsch empfinden wirst. Aber als meine zukünftige Braut und die zukünftige Königin von diesem Land wird von dir erwartet, dass du unsere Regeln befolgst. Die erste davon lautet, dass mein Wort Gesetz ist.«

Ich erwarte ein weiteres Grinsen oder dass er sich damit rühmt, solch eine Macht zu haben, aber sein Ausdruck ist ungerührt, verändert sich nicht einmal, als der dritte Rabe an uns vorbeifliegt und seine glatten Haare aufwirbelt.

»Hier haben Namen Macht. Nach einem zu fragen, wird im besten Fall als unhöflich aufgefasst und im schlimmsten als eine Art Angriff verstanden. Du musst deinen freiwillig anbieten und darauf warten, dass der andere dir seinen im Gegenzug nennt.« Seine goldenen Augen halten meinen Blick fest. »Da ich bereits

weiß, dass du Namenlos bist, biete ich dir meinen. Drystan. Aber du wirst mich mit ›Euer Majestät‹ ansprechen.«

»Ach ja?«, murre ich leise.

Seine Lippen verziehen sich, auch wenn ich es nicht wirklich ein Lächeln nennen würde – dafür ist der Ausdruck viel zu grausam. »Genauso wirst du auf deine Manieren achten, während du an meinem Hofe bist. Diese Regeln sind unumgänglich, Namenlos. Mach dich darüber lustig, brich sie, aber sei darauf vorbereitet, mit den Konsequenzen zu leben – oder zu sterben.«

Der Rabe auf seiner Schulter krächzt und sieht an ihm vorbei, um mir einen anklagenden Blick zuzuwerfen.

Die Kälte schlägt ihre Krallen noch tiefer in mich, als würde mein Körper die Warnung verstehen. Die Sonne ist nicht das Einzige, das an diesem Ort anders ist.

Trotzdem kann ich nicht verhindern, dass ich die Lippen zusammenpresse, als ich den merkwürdigen glühenden Blick des Faes – von Drystan – erwidere. »Du willst also, dass ich ein gutes Mädchen bin, ist es das?«

Mit einem Mal holt mich die ganze Situation ein. Ich bin in der Unterwelt, unter seiner Herrschaft. Allein. Stecke hier fest. Wurde durch einen Handel weggegeben. Meine Augen beginnen zu brennen, und die Sicht verschwimmt. Die Trauer, die ich wegen meines verbrannten Notizbuches empfunden habe, ist nichts im Vergleich zu den Emotionen, die mich jetzt überwältigen ...

»Deine Gefühle sind eine Schwäche, und hier ist Schwäche etwas Tödliches.«

Ich schlucke und wende den Blick ab. Nicht nur wegen der Tränen, die mir in die Augen steigen, sondern weil meine Krankheit hier mit Sicherheit als Schwäche angesehen wird, oder? Ich sterbe vielleicht ohnehin, aber ich habe nicht die Absicht, hier getötet zu werden – eine ganze Welt entfernt von meiner Familie.

Wenn ich schon gehen muss, dann will ich es unter meinen Bedingungen tun. Ich werde meine Gebrechlichkeit verbergen müssen. Irgendwie.

Und was meine Gefühle anbelangt ... Nun, habe ich sie nicht ohnehin schon jahrelang versteckt?

Mit einem tiefen Atemzug dränge ich die Tränen zurück und richte mich auf. Die Tinktur wirkt immer noch, daher kann ich mich wenigstens problemlos bewegen, auch wenn dies nicht von Dauer sein wird, wenn ich noch länger diese kalte Kleidung anbehalte. Ich wünschte, ich hätte mir die Flasche mit der Tinktur ebenfalls geschnappt, bevor wir gegangen sind, aber die Zeit reichte dafür nicht aus.

Mit gerecktem Kinn halte ich seinem nervenzermürenden Blick stand. »Was sonst noch?«

Seine Augen verengen sich für einen winzig kleinen Moment, und er gibt ein leises Geräusch von sich, das *vielleicht* nach Anerkennung klingt. »Großzügigkeit ist nie das, was sie zu sein scheint. Nimm keine Geschenke an und beleidige niemanden.« Wir gehen einen weiteren Flur entlang, der an einer großen Doppeltür endet. »Hüte dich vor Schulden.«

Ich will Fragen stellen, aber der Drang, mir jede einzelne Regel geistig zu notieren, überwiegt. Ich werde hier nicht sterben. Ich werde meine Familie wiedersehen, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.

»Schicksalsarbeit ist das Geschenk der Gemahlin und ihre Pflicht. Man erwartet von dir, dass du dir Mühe gibst und diese Fähigkeit erlernst.« Er schaut auf mich herab. Sein Nasenrücken ist leicht gebogen und verleiht seinem Gesicht etwas Feines, Hochmütiges. »Besonders da du ein Mensch bist, fehlt dir jegliche natürliche Begabung dafür. Meine *liebe Mutter* bestraft mich eindeutig.«

Ich kann praktisch hören, wie er ein Stöhnen unterdrückt. Er hasst dieses Arrangement beinahe genauso sehr wie ich. Vielleicht kann ich mir dies zunutze machen.

»Hier.« Er breitet die Arme aus, und die Doppeltür schwingt auf, enthüllt ein Schlafgemach, das in unterschiedlichen Grau- und Weißtönen gehalten ist. »Es gibt noch weitere Regeln für dich

zu lernen, aber es ist bereits spät. Du wirst bis Sonnenuntergang ruhen, dann wird Min kommen und dich vorbereiten.«

Der Rabe auf seiner Schulter hebt ab und zieht Kreise. Sein scharfes Krächzen erklingt direkt an meinem Ohr, sodass ich mit einem erschrockenen Keuchen über die Türschwelle haste.

Das Zimmer ist das größte, in dem ich je war. Es hat einen Sitzbereich an einem Kamin, einen Esstisch auf der einen Seite und ein großes Bett in der Mitte mit dunklen Vorhängen.

Es ist der größte Raum, aber vermutlich auch der trostloseste. Welch eine Freude.

Ich drehe mich um, bereit zu fragen, wer Min ist und worauf ich mich vorbereiten soll, aber er ist bereits verschwunden.